

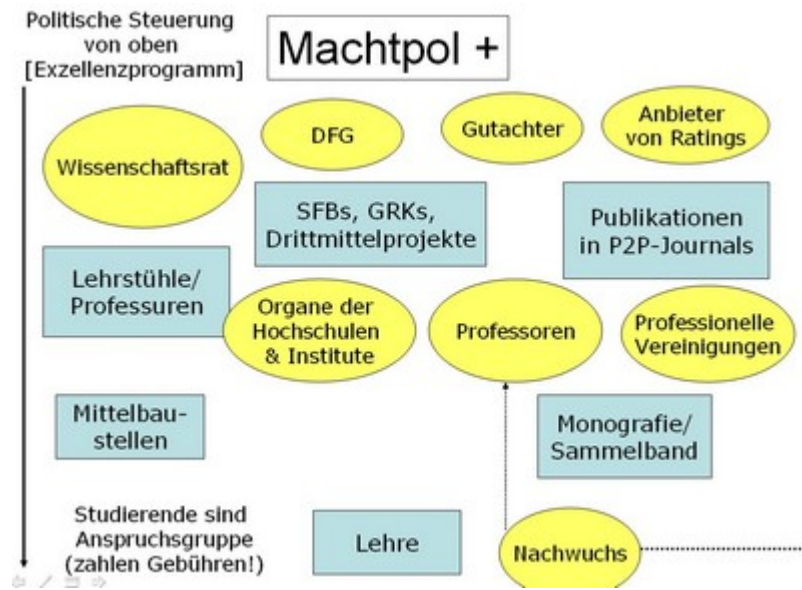
Unverdiente Wissenschaft oder Antworten auf eine gescheiterte Wissenschaftsreform

Exzellenzinitiative, Bologna-Prozess, Junior-Professur, Lehrkraft für besondere Aufgaben, 6-Jahres-plus-6-Jahresregel sind Schlagworte für einen Großumbau wissenschaftlicher Forschung und Lehre in Deutschland, den man problemlos als gescheitert bezeichnen kann. Nicht nur etablierten und hochverdienten Wissenschaftlern hat die Reform Tränen in die Augen getrieben. Fast alle Nachwuchsforscher, die ich kenne, haben Enttäuschungen erlitten, oder sie haben Freunde und Kollegen, die schwere Rückschläge erlitten oder trotz gegenteiliger Ziele aus der Wissenschaft abgewandert sind. Ist die Wissenschaftsreform also nicht mehr als ein Betriebsunfall fehlgeschlagener Steuerung?

Wissenschaftsreform als Naturkatastrophe? Äußerlich, zwingend, dinghaft & unabänderlich?

Nachdem mein Vortrag „[Das macht bei uns die Hilfskraft](#)“ bei der re publica08 in Berlin einige Resonanz erhielt, möchte ich auf Marc Scheloskes Beitrag in seiner [Wissenswerkstatt](#) antworten. Dabei gehe ich von der Feld-Metapher der Wissenschaft aus und möchte diskutieren, wo man einhaken könnte und welche Rolle das ‘Social Web’ dabei spielt.

1. Das akademische Feld und das Exzellenzregime: Als Folge wissenschaftspolitischer Steuerung, schreibt Richard Münch in seinem Buch „[Die akademische Elite](#)“ (Suhrkamp 2007), ist die Wissenschaft der Gegenwart durch das Regime der Drittmittel, der Kennziffern und absoluten Zahlen, der Missverhältnisse von Drittmittelinputs und Publikationsoutputs bestimmt und durch die Rhetorik der Exzellenz durch sogenannte Konsekrationsinstanzen geprägt. Konsekrationsinstanzen sind Akteure in Machtpositionen, welche definieren, worauf es in der Wissenschaft ankommt, um Ressourcen zu akquirieren und Karriere zu machen. Explizit sieht Münch Lehrstuhlinhaber und Professoren in der Rolle des Machtinhabers (incumbent) und den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Rolle des Herausforderers (challenger). In der Folge, so Münch, kommt es zur Herausbildung von Monokulturen der Wissenschaft, in denen nur noch bestimmte Fachrichtungen gepflegt werden, während andere ins Abseits geraten und aus der Forschungslandschaft verschwinden. Das akademische Feld ist durch soziales Kapital [Netzwerkbildung, gesellschaftliche Sichtbarkeit, zugeschriebene Bedeutung], ökonomisches Kapital [wirtschaftliche Verwertbarkeit des technisch-praktisch produzierten Wissens], kulturelles Kapital [Anteil des Personals der Geistes- und Sozialwissenschaften an einem bestimmten Standort] sowie durch das symbolische Kapital der Möglichkeit, Definitionsmacht auszuüben, bestimmt. Das symbolische Kapital wiederum ist von der Anzahl der DFG-Gutachter und Mitglieder in DFG-Ausschüssen an einem Standort abhängig (S. 206-209).



Das akademische Feld, wie ich es mit Bezug auf Neil Fligsteins Buch [“The Architecture of Markets”](#) (2001) verstehe. Ich habe mir das Ganze ein wenig vereinfacht. In den gelben Feldern habe ich die Akteure abgetragen. In den hellblauen Kästen habe ich Positionen, Ressourcen und Belohnungen abgezeichnet, die es ‘abzuholen’ gibt.

2. Wer bestimmt die Spielregeln? Zu den Spielregeln im akademischen Feld, die ich als „conception of control“ bezeichne, gehören vielfältige Erwartungen. Bei Berufungsverfahren, Stellenausschreibungen und Evaluationen, Arbeitzeugnissen und Studienabschlüssen tritt zutage, dass die Wissenschaft über ein nach Rangstufen abgestuftes System leistungs- und verhaltensbezogener Erwartungen verfügt und dieses weitgehend ungeachtet der Biografie und Lebensumstände einer Person anwendet, obgleich diese Erwartungen nur zu einem geringen Teil artikuliert werden. In der Vita wird eine vollständige Dokumentation der beruflich relevanten Aktivitäten, Publikationen und Auszeichnungen erwartet. In Bewerbungsverfahren gibt es klare Erwartungen an eine herausragende Vita. Diese stehen in Relation zur Rangordnung der Aktivitäten und Qualifikationen von Bewerbern. Die Spielregeln werden im Zusammenwirken von den Akteuren in dominierender Position definiert – nicht vom wissenschaftlichen Nachwuchs.

3. Excellent by Heritage? Hartmann zufolge hat der Begriff Elite zwei Bedeutungen. Zum einen verweist Elite auf eine herausragende Qualität, zum anderen auf eine herausgehobene Stellung (Hartmann 2002, 2004, [Nachdenkseiten](#)). In seinem Aufsatz „Existiert ein Elitewissen in der Wissensgesellschaft? Aspekte einer neuen Leistungsideologie“ (In: [„Die „Wissensgesellschaft“ – Mythos, Ideologie oder Realität?“](#), VS Verlag 2006) zeigt Hartmann, dass die Wissenschaftsreform konträr zu ihrer Ideologie der Belohnung von Spitzenleistungen hochgradig sozial selektiv wirkt. Mit der Wissenschaftsreform wird die Hochschullandschaft, aber auch die einzelnen Hochschulen weiter hierarchisiert. Hinzu kommt, dass der akademische Stellenmarkt zunehmend hierarchisch gestaffelt ist. Neben Assistenz, Mitarbeiterstelle, Mitarbeit in Drittmittelprojekten und die Stelle des akademischen Rates sind Juniorprofessur, Lehrprofessur und das Stellenprofil der Lehrkraft für besondere Aufgaben getreten. Die

Juniorprofessur gilt bereits als gescheitert, da die Anzahl ausgeschriebener Stellen hinter den Erwartungen zurück bleibt. Befristete Stellen für Nachwuchswissenschaftler sind der Regelfall. Die Abwertung der akademischen Lehre gegenüber der Forschung reicht bis hin zu prekären Arbeitsverhältnissen. Bei Professoren entsteht der Eindruck eines Doppelverhaltens des Lamentierens über die Auswirkungen Wissenschaftsreform bei gleichzeitig hoher Bereitschaft, davon zu profitieren. Im traurigen Sinne beispielhaft sind Stellenausschreibungen mit 9 SWS Lehrdeputat auf halben Stellen mit zweijähriger Befristung. Dabei wird Bewerbern gar kommuniziert, dass ihnen für Forschung keine Zeit bleiben wird und sie keinerlei Aufstiegschancen zu erwarten haben. Für den einzelnen Wissenschaftler, besonders für den Nachwuchs, bedeutet dies den zunehmenden Druck, eine Vita vorzuweisen, mit der man kommuniziert, dass man zur Elite gehört, um auf Einkommen aus Stellen wie diesen nicht angewiesen zu sein. Die Definitionsmacht über Elitemerkmale und Zugehörigkeit zur Elite liegt jedoch bei denjenigen, die bereits dominierende Positionen errungen haben.

„Elitewissen ist in erster Linie Herrschaftswissen. Es geht bei der Besetzung der wichtigsten gesellschaftlichen Spitzenpositionen vor allem darum, möglichst umfassend die dort gültigen Spielregeln verinnerlicht zu haben und über den für die herrschende Klasse charakteristischen Habitus zu verfügen, und nicht um die Verfügung über Fachwissen.“ (Hartmann 2006, S. 487).

4. Zahlenwelten in der Wissenschaft: Ein weiterer Faktor ist die durch wissenschaftspolitische Steuerung forcierte Ökonomisierung der Wissenschaft. Obgleich die Aufgaben der Wissenschaft durch eine hohe Qualität der Forschung und Lehre bestimmt sind, ökonomische Verwertbarkeit der Forschungsergebnisse, Drittmittelinwerbungen, hohe Absolventenzahlen, kurze Durchgangszeiten der Studierenden also nicht zu den Primärzielen gehören, haben sie eine Prägekraft erreicht, die Max Weber stutzig hinterlassen dürfte. Verbunden mit Anprangerung der Verschwendung öffentlicher Mittel kommt der Ökonomisierungsdruck nämlich auch in der Wissenschaft an. Schimank unterscheidet fünf Stufen der Ökonomisierung: (1) Kein Kostenbewusstsein der teilsystemischen Leistungsproduktion – jeder kommt problemlos an Finanzressourcen heran. (2) Kostenbewusstsein als Soll-Erwartung verknüpft mit der Erwartung, Einsparmöglichkeiten zu realisieren (3) Kostenbewusstsein als Muss-Erwartung – die Leistungsproduktion darf keine Verluste machen. (4) Gewinnerzielung als Soll-Erwartung. Über Verlustvermeidung hinaus sind bescheidene Gewinne willkommen. (5) Gewinnerzielung als Muss-Erwartung. Mit der Leistungserzielung soll primär Gewinn gemacht werden. Erweitert man den Ökonomisierungsbegriff über rein monetäre Aspekte hinaus auf die Berufswirklichkeit des Wissenschaftlers, zeigt sich, dass hier neue Leistungsanreize geschaffen sind. Forschungsanträge, Jahresberichte und andere Rechenschaftspflichten haben eine Aufwertung erfahren. Folglich haben Professoren stärkere Anreize als früher, Zeit und Aufwand in leistungsbezogene Berichterstattung und Evaluation zu investieren. Relativ dazu sind Anreize und Belohnungen für umfangreiche Forschungsarbeiten mit ungewissem Ende und ohne Budget, intensive Betreuung von Studierenden, Forschung und Lehre im Internet zu investieren, noch geringer geworden.

Außerdem argumentiert Schimank, dass die kapitalistische Gesellschaft ein handlungsleitendes Deutungsmuster ist. Wenn die Akteure in den dominierenden Positionen durch ihre Entscheidungen einander wechselseitig bestätigen, dass „alle“ – zumindest alle „Vernünftigen“ – vom Primat der Wirtschaft ausgehen, wird dieses Primat erst institutionalisiert. Damit wird es zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung, auch in der Wissenschaft. [[Originaltext Schimank/Kapges](#), 2008]

Niemals den Todesquadranten betreten!

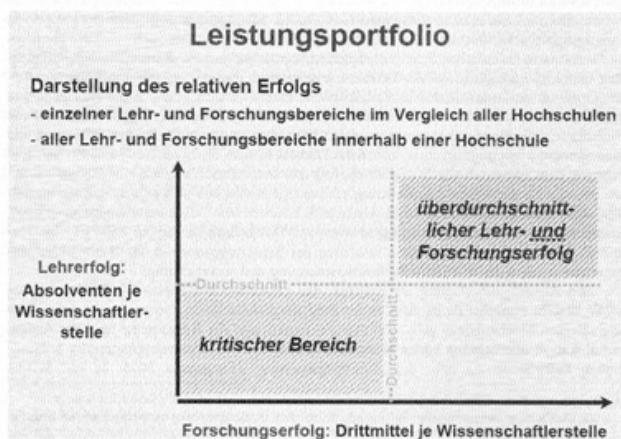


Schaubild 1 aus Uwe Vormbusch. 2007. „Die Kalkulation der Gesellschaft“. In: Andrea Menniken und Hendrik Vollmer (Hg.). 2007. Zahlenwerk Kalkulation, Organisation und Gesellschaft. Wiesbaden: VS-Verlag. S. 143-164.

5. Praktiken der Soziokalkulation: Mit der Wissenschaftsreform hat die leistungsbezogene Beurteilung eine erhebliche Verbreitung erfahren. Hochschulen und Forschungsinstitute, Forschungseinheiten, Fakultäten und Fachbereiche, Wissenschaftler, der Nachwuchs und Bewerber auf wissenschaftliche Positionen sehen sich mit einer sich verbreitenden Praxis individueller Leistungsmessung und –bewertung konfrontiert. Hinzu kommt die Verbreitung des organisationalen Rechnens als Grundlage für Leistungsevaluationen und für Rankings. Immer mehr Entscheidungen über Bewilligungen von Forschungsmitteln und Aufnahme, Fortsetzung oder gar Aufwertung von Beschäftigungsverhältnissen speziell in den höheren Etagen der Wissenschaft sind an positive Leistungsbeurteilungen geknüpft und werden nach dem Individualleistungsprinzip, nicht dem Kollektivleistungsprinzip, der Gerechtigkeit gemessen. Doch die Standards der Leistungsbemessung und –beurteilung fallen nicht vom Himmel. Sie sind Resultat der Definition von Spielregeln und Kriterien für den Erfolg akademischer Forschung und Lehre durch Akteure in dominierender Position. Das Rechnen geht der Bewertung voraus, und die Bewertung wird als Legitimationsgrundlage für Entscheidungen herangezogen. Das bekannteste Ranking für Universitäten und Studiengänge wird alljährlich vom Centrum für Hochschulentwicklung [[CHE](#)] angeboten. Uwe Vormbusch bezeichnet die Praxis des organisationalen Rechnens über die Wirtschaft hinaus als Soziokalkulation. Vormbusch zeigt am Beispiel der Hochschulsteuerung 2010 für Nordrhein-Westfalen, wie diese Praxis konkret aussieht.

*„Zunächst wird ein „abstrakter“ bzw. „kalkulierbarer Raum“ angegeben, indem die beiden für die Steuerung einer Hochschule bzw. einzelner Fachbereiche zentralen Indikatoren als „Lehrerfolg“ und „Forschungserfolg“ identifiziert bzw. hierarchisch vorgegeben werden. In der Regel stellen die Dimensionen solcher Vier-Felder-Matrizen zwei gleichermaßen erwünschte, jedoch nicht als gleichzeitig zu erreichende Ziele dar, welche damit in Konkurrenz zueinander stehen. An beiden Indikatoren hängen entsprechende Messvorschriften und Operationalisierungen (...). Die Indikatoren ihrerseits verweisen auf traditionale Deutungsmuster des Bildungsauftrags von Hochschule („Lehre und Forschung“ und nicht etwa „Beitrag zur regionalen Wettbewerbsfähigkeit und Innovationskraft“). Und es dürfte lohnend sein, festzuhalten, dass diese Leistungsparameter zwar das Ergebnis von Aushandlungen in einem Feld sind, an dem Universitätsleitungen, Ministerium, Wissenschaftler, Fachbereiche, Wirtschaftsberater und sogar Studierendenorganisationen partizipieren konnten, mit ihrer Festschreibung zentraler Leistungsparameter nunmehr jedoch diesen Aushandlungen für die nähere Zukunft entzogen sind und damit von den Akteuren dieses Feldes als ‚Datum‘ behandelt werden müssen. Dies verweist nicht nur auf das hierarchische Verhältnis von Ministerien und Universitäten, sondern ebenso auf den bereits etablierten Diskurs um die Parameter der Hochschulsteuerung, an dessen Entwicklung auch Akteure wie CHE (...), Unternehmensberatungen und andere Akteure aus dem Feld der Evaluierung, des Audit oder allgemein des Accounting beteiligt waren. (...) Man beachte, dass die vier Quadranten jeweils mit einem mathematischen Kürzel bezeichnet wurden, welches in seiner Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt: „0“ für solche Bereiche, welche zunächst unproblematisch erscheinen, „+“ für solche mit einer überdurchschnittlichen Leistungskonstellation, und schließlich ein „-“ für Bereiche mit „Überprüfungs-“ und „Justierungsbedarf“ (dieser letzte Quadrant wird informell auch schon einmal als der Todesquadrant apostrophiert).“ (Vormbusch 2007, „Die Kalkulation der Gesellschaft“. In: Menniken/Vollmer, **Zahlenwerk** S. 52/53)*

6. Das Neusprech der akademischen Elite: Zur neuen „conception of control“ gehört auch die Verwendung einer Sprache, die veränderte verhaltens- und leistungsbezogene Erwartungen zum Ausdruck bringt. Mit der Schaffung neuer, für den Nachwuchs nachteiliger Stellenprofile wie z.B. die Lehrprofessur oder der Lehrkraft für besondere Aufgaben kann man leistungsbezogene Mehrbelastungen und Zumutungen, welche die Mitarbeiter noch wenigen Jahren als unzumutbar abgelehnt hätten, in einer formal gehaltenen Diktion vermitteln, als ob sie schon immer gegolten hätten oder unabwendbare, objektive, soziale Tatsachen wären: 9 SWS Lehre auf einer halben E 13 Stelle ohne die obligatorische Sprechstunde, begrenzt auf 2 Jahre und nicht verlängerbar. Analog verhält es sich mit Begriffen und Formulierungen im Sinn einer rein formalen, anonymen Steuerungslogik, z.B. ‚Studierendenströme‘ anstelle von ‚Studenten‘, mit der auf eine mögliche Verkürzung des Studiums zum Zweck der Effizienzsteigerung hingewiesen wird.

7. Das „akademische Proletariat“: Damit erscheint Richard Münchs Beobachtung, dass nur ca. 17 Prozent der Stellen an deutschen Hochschulen mit Professoren besetzt sind, während die restlichen 83 Prozent als wissenschaftliche Mitarbeiter tätig sind und in den meisten Fällen keine Aussichten auf eine wissenschaftliche Karriere haben, in einem anderen Licht. Es erscheint mir legitim zu fragen, wie plausibel es ist, dass Wissenschaftler, die jahrzehntlang einen Lehrstuhl führen, DFG-Gutachten verfassen, Mitglieder in Fachbeiräten von For-

schungsinstitutionen und Fachzeitschriften sind und Prüfungsordnungen für Diplom- und Promotionsstudiengänge formulieren, an den Strukturbedingungen der Wissenschaft unbeteiligt und für die Startchancen des wissenschaftlichen Nachwuchses nicht (mit-)verantwortlich sind. Bei Telepolis formulierte Münch die Forderung nach einer Revolution durch das „akademische Proletariat“ und erwartet das „revolutionäre Subjekt“ gar vom wissenschaftlichen Nachwuchs:

„[Telepolis:] Im Schlusskapitel Ihres Buches geben Sie freimütig zu, dass ein so tiefgreifender Systemwandel, wie er hierzulande wohl vonnöten wäre, einer Revolution gleichkäme, und weisen überdies darauf hin, dass Revolutionen einen entmutigenden Seltenheitswert haben - und auch noch ein revolutionäres Subjekt brauchen. Wäre der wissenschaftliche Nachwuchs für diese Aufgabe geeignet?

Richard Münch: Ich denke schon, denn das revolutionäre Subjekt kann nach Lage der Dinge nur vom akademischen Proletariat gebildet werden. Das sind die Assistenten, Projektmitarbeiter, Lehrbeauftragten, die derzeit nur ganz geringe bis gar keine Karriereaussichten haben.“ (Telepolis, 2007)

Professoren sind an den Strukturbedingungen für die Entstehung des akademischen Proletariats nicht unbeteiligt, da sie mit jeder Entscheidung, jeder Berufung und mit jedem Gutachten daran mitgewirkt haben. Legitimerweise darf man die Richtung der Erwartung umkehren und von Professoren mehr Mut, Engagement, Kreativität, Konfliktbereitschaft und Verantwortungsgefühl für den Nachwuchs fordern. Auch darf man eine höhere Bereitschaft fordern, dass sich Professoren den Trends der Soziokalkulation und der Ökonomisierung der Wissenschaft widersetzen. Denn Professoren, die am Design der Soziokalkulation beteiligt sind, ihr professionelles Handeln auf die Umsetzung von Richtlinienvorgaben beschränken oder sich selbst der Exzellenzrhetorik bedienen, sind selbst Verkörperung des Regimes, welche Münch weit von sich weist. Man kann formale Regelungen umgehen, unterlaufen oder ihnen eigene Impulse entgegensetzen. Auch besteht die Möglichkeit zu tun, was Herbert Kalthoff (2007) bei Entscheidungen über Kreditwürdigkeit im Bankenwesen als ‚undoing calculation‘ beobachtet hat: eine klare Entscheidung für einen Bewerber (analog zum Kreditnehmer) trotz des Risikos des Scheiterns im Einzelfall, etwa wenn ein Bewerber im Gespräch einen besseren Eindruck erweckt als aufgrund der Papierform seiner Bewerbung zu erwarten ist und man davon ausgehen kann, dass er alles tun wird, um den Erwartungen zu entsprechen. Dann wird das Ergebnis mathematischer Operationen im Licht positiver Erwartungen zunichte gemacht. Man ‘tut’ es einfach trotzdem.

Gegen den Web 2.0-Medienhype, aber für die Potenziale des Social Web

8. Die neuen Potenziale des Social Web: Gewiss lässt sich die Wissenschaftsreform mit dem ‚Social Web‘ allein nicht ungeschehen machen. Auch distanzieren sich von naiven technologischen Heilsverkündigungen. Dennoch bietet das ‚Social Web‘ mit Weblogs, Wikis, Foren, Communities, SNS, Mikroblogs etc. für Wissenschaftler und den Nachwuchs viele Möglichkeiten, sich aus organisationalen und institutionellen Begrenzungen zu lösen, wenn man sie kreativ und selbstbewusst nutzt. Zu den Ressourcen zähle ich erstens charakteristi-

sche, mit dem Internet und relevanten Gruppierungen verbundene Arbeitsweisen, soziale Organisation der Arbeitsprozesse und die Verbindung von individueller und kollektiver Wissensorganisation durch Bookmarks und tags. Zweitens bedeutet die Fähigkeit zur kreativen Neukombination von Content, Code und Metadaten eine Erweiterung des methodischen Instrumentariums als Ergänzung zu den statischen Methoden. Drittens bietet Social Software neue Möglichkeiten der Begleitung von Studierenden in den verschiedenen Studienphasen bis hin zur Promotion, um zeit- und ortsunabhängig für sie da zu sein. Viertens ist das Social Web eine großartige globale Informations- und Kommunikationsinfrastruktur. Sie ist dabei behilflich, themenspezifische Öffentlichkeiten aufzufinden oder zu generieren. Sie ermöglicht Wissensaustausch und wechselseitige Unterstützung annähernd in Echtzeit mit dem Charakter eines verteilten Gesprächs. Und sie bietet die Möglichkeit, Qualifikationen nachzuweisen und weiterzuentwickeln – Bildungsfernsehen ist nichts dagegen, denn Experimentieren mit neuen Programmiermöglichkeiten oder das Erlernen von Fremdsprachen lassen sich in der 'real life'-Situation des Internet besser als anderswo verwirklichen. Auch ein noch großer Institutschreibtisch erscheint klein im Lichte des Internets. Für Nachwuchswissenschaftler sind die neuen Möglichkeiten im Lichte der Wissenschaftsreform besonders wichtig, weil ihre Arbeitsverträge zumeist befristet sind und eine interessante Präsentation im Netz bei Bewerbungen behilflich sein kann.

9. Das Social Web erfordert ein eigenständiges Reputations-, Beziehungs- und Identitätsmanagement der Wissenschaftler: Von besonderer Bedeutung ist das 'Social Web', weil es dem Wissenschaftler gestattet, alle Aspekte seiner Wissensorganisation und seines Reputations-, Beziehungs- und Identitätsmanagements selbst in die Hand zu nehmen. Seit Simmel und Mead wissen Soziologen, dass individueller und kollektiver Wissensvorrat miteinander verknüpft sind. Bisher scheint ihnen jedoch niemand gesagt zu haben, das 'Social Web' eine materiale Realisierung dieses Zusammenhangs ist, weil es individuelle und kollektive Aktivitäten und Ressourcen über Passwörter, API-Keys und Metadaten verknüpft. Ein Wissenschaftler, der sich nicht selbst an die Tastatur begibt und für Aktivitäten wie Mail, Recherche oder das Onlinestellen von Dokumenten Hilfskräfte benötigt, hat den Schlüssel zur Wissenschaft schon ein Stück weit aus der Hand gegeben, weil Wissensorganisation, Kalender, Kontaktdaten, Konto-Zugänge und vieles mehr in den Händen von Mitarbeitern oder Hilfskräften liegen. Hinzu kommt, dass eine Kombination von individueller und kollektiver Wissensorganisation wie bei Bookmarks und tags gar nicht möglich ist, da der Wissenschaftler auf die Begrenzungen seiner Festplatte und Privatbibliothek beschränkt ist. Wer Herr im eigenen Haus bleiben möchte, muss seine Passwörter und Zugangsdaten selbst verwalten bzw. in automatisierter Form verwalten lassen. Die Kompetenz zum eigenständigen Umgang mit dem Netz wird umso mehr ans Tageslicht treten, je mehr Nachwuchswissenschaftler in Professuren und auf Lehrstühle vorrücken, weil sie aus ihrer Online-Biografie über Informationsquellen, Kompetenzen und soziale Ressourcen verfügen, die ihnen Wettbewerbsvorteile verschaffen.

10. Forderungen an professionelle und institutionelle Akteure: Damit schließt sich die Forderung an Forschungsinstitute, Hochschulen und professionelle Vereinigungen an, inter-

netzbezogenen Leistungen und Qualifikationen generell einen höheren Wert beizumessen. Dieser Wert bemisst sich an den im akademischen Feld üblichen Ressourcen: Vergütung, Berufungen auf Lehrstühle und Professuren, Forschungsbudgets. Professionelle Vereinigungen wie DGS und BDS in der Soziologie sollten Preise für herausragende Weblogs ausloben, die ebenso hoch dotiert sind wie Preise für herausragende Publikationen, also Monografien und Fachzeitschriftenartikel. Die Preise sollten eine erhebliche Verbesserung der Beschäftigungs- und Berufungschancen bedeuten. Forschungsinstitute und Hochschulen sollten Wissenschaftler und dem Nachwuchs für professionelle fachbezogene Internetauftritte (z.B. Weblogs) ebenso bezahlen wie es Verlage und Medienhäuser bereits tun. Erst die Anerkennung durch Institutionen und professionelle Gemeinschaften wird zur erhofften Öffnung für die Öffentlichkeit führen. Dann erst wird die Hinwendung der Wissenschaftler zum Netz konkret und Wissenschaftskommunikation als Belehrung von Laien in Kombination mit einem Public Relation Stil der Kommunikation kann überwunden werden.

11. Verbesserungsbedarf im Social Web: Aber auch das ‚Social Web‘ sind Forderungen zu richten: (1) Bisher ist nur ein kleiner Kreis von Wissenschaftlern mit der Erschließung und Aufbereitung der neuen Möglichkeiten beschäftigt. Damit das ‚Social Web‘ einem größeren Kreis zur Verfügung steht, sollten alle Formate und Funktionen noch viel einfacher bedienbar sein, die Einrichtung müsste kinderleicht werden. (2) So belohnend die Erfahrung ist, im ‚Social Web‘ über das ‚Social Web‘ zu schreiben, bleibt doch die Tendenz zur Selbstreferenz zu überwinden. Wie der Memetracker ‚[Rivva](#)‘ zeigt, ist die Wahrscheinlichkeit, mit einer Meldung zu einem netzbezogenen Thema Resonanz zu erzielen, höher als mit Meldungen über Korruption, den Reispreis oder Hartz IV. Auch Artikel zu diesen Themen vermögen Resonanz in der Blogosphäre zu erzielen, aber seltener und zu geringerem Grade. (3) Zweifelsfrei sind Wissenschaftsblogger und andere Netzpioniere in der Position der Herausforderer. Sie stellen die etablierten Wissens- und Wissenschaftsordnung infrage. Weitere Verbesserungen der Netzinfrastruktur, neue Formen der Organisation und Professionalisierung sind erforderlich, doch sind dies willkommene Herausforderungen. (4) Schließlich besteht Bedarf an wissenschaftlichen Studien und Aufbereitung des Forschungsstandes, welche Wissenschaftlern in ihrer Sprache und über ihre Kanäle die Potenziale und soziale Relevanz des ‚Social Web‘ vermitteln. Wie mein [letzter Eintrag](#) über die Gründung der [AG Social Media](#) belegt, ist auch dies bereits in Arbeit.

Tina Guenther

Dieser Beitrag wurde am 14. Mai 2008 unter der URL <http://www.sozlog.de/?p=722> publiziert. Er wurde durch einen nicht autorisierten Eingriff zerstört und rekonstruiert aus Google Cache, nach dem Stand 14. Mai 2008 07:09:39 GMT. Die Verfasserin hat ihn um Kurzüberschriften zu den einzelnen Punkten, Quellen und Links ergänzt.